

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Als Berber an diesem Abend nach Hause kam, fand er seine Nichte im Wohnzimmer vor.

Sie war damit beschäftigt, Zigarettenhülsen mit Tabak zu füllen.

Als er eintrat, sah sie auf, und ein rascher Blick aus zwei ungewöhnlich großen und dunklen Augen traf ihn.

„Schimpfe nicht, teurer Onkel!“ rief sie ihm entgegen. „Ich sehe es dir an, daß dir wieder eine donnernde Strafpredigt auf der Zunge liegt! Aber schlucke sie mir herunter, sie nützt doch nichts, und ich bin nicht für Kraftverschwendung.“

Berbers stets grämliches Gesicht wurde noch mürrischer. „Du weißt, ich gestatte keinen Zigarettenrauch in meiner Wohnung.“ knurrte er.

„Ja, ich weiß,“ erwiderte sie sanftmütiger als nötig. „Du siehst ja auch, ich rauche nicht! Ich mache bloß Zigaretten.“

„Wozu das? Unnötige Ausgaben!“

„Behaupte das nicht! Beurteile mich überhaupt erst, wenn du alles weißt, bester aller Onkel! Soll ich dir die Pantoffel und das Pfeifchen bringen?“

Niemals hatte Gustav Berber diese beiden Requisiten bemerkt, und empört blickte er seine Nichte an.

Sie aber lachte übermütig auf, wobei ihr pikantes und anziehendes Gesicht durch ihre prachtvollen Zahnreihen verschönt wurde.

„Nein!“ rief sie aus. „Er lacht nicht! Um keinen Preis lacht er! Wo wird er denn Spaß verstehen! Er ist der getreue Knecht Fridolin, ergeben der Gebieterin, Karoline Ulrich, und damit basta! Na, nun nimm mir nicht das wieder übel! Onkelchen, du meinst es ja doch so gut! Und diese Zigaretten sind eine hervorragende Erfindung von mir! Es sind Blumen- und Duft-Zigaretten.“

„Was?“

„Im Ernst! Ich versuche auf einem Umwege den Damen Kosmetik beizubringen. Wenn sie denn schon durchaus qualmen müssen, soll es dabei wenigstens gut riechen. Dieser Tabak hier ist erst „entduftet“ und dann imprägniert mit einem chemischen Produkt. Willst du mal Veilchen riechen?“

Berber witterte etwas Geschäftliches und ward interessiert.

„Meinetwegen,“ sagte er und nahm auf dem altmodischen Sofa Platz. „Rauche mir also was vor.“

Therese stand auf, reckte ihre prachtvolle Gestalt ein wenig und stöhnte, während sie Streichhölzer holte:

„Ach, was muß man sich plagen! Den ganzen Tag Menschen photographieren, und abends noch Meime an-

räuchern! Ich muß übrigens gleich wieder fort, also nun sitz!“

Sie zündete eine ihrer Zigaretten an und blies leise den Rauch zu Berber hin.

Zu der Tat verbreitete sich ein erfrischender Veilchen-geruch im Zimmer.

Berbers geräumigen Nasenlöcher weiteten sich, er sog in vollen Zügen den Duft ein.

„Nicht übel!“ murmelte er. „Wirklich nicht schlecht!“

„Wenn du „nicht übel“ sagst, meinst du „prachtdübel“,“ versetzte kaltblütig Therese. „Und nun wisse: Diese Sache wird mir das Kapital bringen, das ich für mein Tieratelier brauche.“

„Du bleibst also bei der verrückten Idee: Obgleich ich dir so dringend abrate?“

Therese nickte und ward einen Augenblick ernst.

„Onkel Gustav, ich bin 24 Jahre alt und ein moderner Mensch. Ich muß auch zuweilen nach eigenem Ermessen handeln, selbst wenn es gegen die Ratschläge erfahrener Leute geschieht. Erfahrung auf einem Gebiet macht ja auch noch nicht zur Autorität auf andern! Wenn ich erst so viel Geld besitze, daß es „angelegt“ und verwaltet werden muß, dann werde ich mich an dich wenden, verlaß dich darauf! Aber photographieren kann ich halt besser als du. Und was in dieses Fach schlägt, davon verstehe ich wirklich eine ganze Menge.“

„Ich rede ja auch nur davon, daß man doch eine sichere Stellung, wie du sie bei deiner Firma hast, nicht aufgibt, um ins Blaue hinein ein „Spezial-Atelier“ zu gründen! Das ist ein Risiko“

„Sehr richtig. Und wer nichts wagt, der nichts gewinnt. Ich finde, daß ein Tierphotograph erster Sorte hier fehlt. Alle die Pferdebesitzer hier in der Reichshauptstadt, alle die Hundeliebhaber, ja, alle die stolzen Landwirte, die ihr preisgekröntes oder auch noch nicht preisgekröntes Vieh photographieren lassen wollen, sie sollen und werden mich in Mahrung setzen. Es muß mir erst ein „Speziallist“ austauchen, dann findet er auch Beschäftigung. Natürlich, ein paar tausend Mark muß ich erst für Reklame ausgeben.“

„Und inzwischen? Bis du etwas zu tun hast? Willst du von der Luft leben? Oder behältst du doch noch deine Stellung?“

Therese lachte und legte ihre Zigarette beiseite.

„Nein, nein, ich habe gekündigt und bin von jetzt ab brotlos. Aber meine Ersparnisse und diese famosen Zigaretten werden mich schon über Wasser halten. Uebrigens, falls ich reinfalle und bankrott werde, nimmt mich Professor Otter immer gern wieder auf; das hat er mir großmütig angeboten. Nun aber will ich keine häusliche Ruhe nicht länger stören, Onkel Gustav. Meine Erfindung habe ich dir vorgeführt, mein nichtliches Gewissen ist beruhigt — schlaf wohl!“

Sie blickte ein wenig von oben herunter auf den be-

trächtlich kleineren Mann und schüttelte ihm mit einer zugleich gemüthlichen und burlesken Bewegung die Hand.

Er zog die seine mißmüthig zurück.

„Ich wollte noch mit dir reden,“ sagte er. „Frau Ulrich ist ebenfalls der Meinung.“

„Frau Ulrichs Meinung in allen Ehren, Onkel — ich verehere ja die Wadre ernstlich und ausgiebig —, aber sie soll mir in meinen Kram nicht hineinreden. Ja, wenn sie noch eine Erbtante wäre! Aber solch einen Artikel gibt es ja nicht in unserer Familie.“

„Ich dachte,“ erwiderte er, und diesmal war die Ironie auf seiner Seite, „daß du nur Wert auf Selbsterworbenes legst?“

„Falsch, grundfalsch!“ rief sie, schon an der Thür. „Ich mache allerdings meine Menschenschätzung nicht von dem kaufmännischen, sondern von dem inneren Werte der Persönlichkeit abhängig. Und bei allen greifbaren Dingen ist es mir gleichgültig, ob sie kostbar sind, wenn sie mir nur gefallen. Leichtler aber wird einem das Leben mit einigen Kaffenscheinen in der Tasche. Und deshalb tut es mir leid, daß ich nicht so ein kleines Erbtantchen irgendwo in Aussicht habe. Du selbst, du hast deine Erben! Und denen gönne ich's! Adieu, adieu!“

Ihre angenehme Stimme verklang schon auf der Treppe, und Berber blieb allein.

Doch nicht auf lange. Er nahm flüchtig das kalte Abendessen zu sich, das ihm seine Wirtschafterin hingeseht hatte, und ging dann zu seinem Stammtisch im Gerstenkeller.

Dort traf er eine gutgemischte Gesellschaft, und unter andern auch den Polizeileutnant von seinem Revier. Den wollte er um Rat fragen, wie er am besten nach dem verschollenen August Stock forschen konnte. Das war praktisch und kostete zunächst nichts. Und dann konnte er mit dem Stadtrat Kessler über seine „Erben“ reden, die Therese erwähnt hatte. Das waren die blinden Kinder des ärmsten Viertels der Stadt.

3. Kapitel.

Zur selben Zeit saß in einer westfälischen Industriestadt der Mann, den Frau Ulrich so eifrig suchen ließ, ebenfalls an einem Stammtisch.

Er nannte sich aber nicht Stock, sondern Stockton, weil er durchaus als Amerikaner gelten wollte. Auch war es nicht „sein“ Stammtisch, denn Kaiser Stockton hatte weber Kleinbürgerliche Gewohnheiten noch das Kleinbürgerliche Kleingeld, das hierzu gehörte. Er war nur ein gelegentlicher, doch wohlbekannter Gast in der trinkfesten Kneipe, aber die er sich im Grunde erhaben fühlte; es war aber stets ein besonderer Anlaß, der ihn herführte.

Die Welt pflegte den jeweiligen Anlaß sehr bald von ihm zu erfahren. Und auch heute hatte er sein Glas Bier erst halb geleert, als er die buschigen, weißen Augenbrauen über den unruhig umherfahrenden, dunklen Augen emporzog und, ganz ohne Rücksicht auf das eben hochstuhende Gespräch über einen möglichen Krieg, laut ausrief:

„Diesmal, meine Herren, habe ich's!“

Die Stadträte, Fabrikherren und sonstigen Anwesenden sahen ihn mit offenbarer Belustigung an.

„Na, was ist's diesmal, Herr Stockton?“ fragte jemand. „Doch nicht etwa ein Aeroplan?“

Die hagere, lange Gestalt des Gefragten reckte sich verächtlich, und die Nasenflügel in seinem nicht unbedeutenden, aber durch einen Zug von Hochmut und Eitelkeit entstellten Gesicht weiteten sich.

„Aeroplan?“ fauchte er. „Nein, meine Herren! Auf einem so überfüllten Gebiete betätige ich mich nicht mehr. Das tat ich damals, als ich in Wisconsin ansässig war, und als noch kein Mensch an Zeppelin und die andern dachte. Damals allerdings habe ich einen Selbstflieger erfunden, der ganz großartig war — kleines Modell allerdings, nur für zwei Personen — ungefähr so groß wie ein Dogcart — funktionierte im Modell tadellos — ich wurde aber betrogen — mein Kompanon stahl mir die Idee, ging mit meinem Geld und meiner Maschine nach Europa und verschwand dort auf Nimmerwiedersehen.“

„Ja ja,“ unterbrach ihn ungeduldig der Apotheker, der selber gern redete, „das kennen wir ja! Was haben Sie denn nun diesmal erfunden? Einen Lebenselixier vielleicht?“

„Gott bewahre — damit würde ich Sie ja um Ihr Brot

bringen, und das wäre doch ewig schade!“ erwiderte Stockton schlagfertig. „Nein, es handelt sich um einen Riesenartikel. Etwas, was der gesamten Eisenindustrie einen Schlag verfehen wird!“

„Hoffentlich keinen tödlichen?“ fragte der Dr. Bestzer Wecker gelassen.

Stockton hätte gern wieder etwas Scharfes erwidert, denn darauf verstand er sich. Aber Wecker war der Brotherr seiner einzigen Tochter, die Stenographin und Maschinenschreiberin dort war. So beherrschte er sich und antwortete zwar etwas steif aber doch artig:

„Nicht gerade das, Herr Wecker. Aber was würden Sie sagen, wenn plötzlich Eisenbahnräder nicht mehr aus Eisen gemacht würden?“

„Aus was denn sonst?“ fragten drei Stimmen zugleich. Und dies war der große Moment des Abends, um dessentwillen Stockton eigentlich hergekommen war.

Er lächelte fein, kaum bemerkbar — dieses Lächeln kannte man an ihm —, dann trank er sein Glas aus, wuschte sich umständlich den Schnurrbart und kostete dabei mit Genuß die Spannung der Umstehenden aus. Worauf er endlich mit diplomatischer Betonung sprach:

„Das, meine Herren, — das ist natürlich mein Geheimnis!“

„Ach so! — Na ja! Das dachte ich mir!“ ertönte es ringsum. Und mit einer Miene der Nachsicht, die eigentlich beleidigender als Worte war, ging der Apotheker nunmehr zur Tagesordnung über:

„Also dieser leider wohl unvermeidliche Krieg, meine Herren . . .“

Stockton war anscheinend in tiefe Gedanken versunken und hörte nicht auf die ihn umschwirrende Kannegießerei.

Auch achtete niemand mehr auf ihn bis auf einen ungewöhnlich großen, blondbärtigen Mann, der mit einer gewissen Neugierigkeit bisher Stockton im Auge behalten hatte und sich jetzt zu ihm über die Tischdecke bog:

„Sie hätten nichts sagen sollen, Herr Stockton! Zwar kann ich es diesmal und von diesen Zuhörern nicht glauben, aber — wie oft sind Sie schon betrogen worden!“

„Ja, ja, ich habe auch gar nichts gesagt!“ wehrte ihn der andere etwas herablassend ab. „Lassen Sie mich nur nachdenken, Kürow.“

Der blonde Riese schwieg bescheiden und tat, als ob er eifrig tränke.

In Wahrheit war er nur hier, um auf Stockton aufzupassen, dessen Verschrobenheiten er nur zu gut kannte, und den er vor Unannehmlichkeiten schützen wollte.

Er tat dies freilich nicht dem unliebenswürdigen und selbstfüchtigen Alten zuliebe, sondern dessen Tochter Ruth, der er noch viel mehr zuliebe getan hätte, wenn es ihm gestattet gewesen wäre.

Unterdessen befand sich Ruth still zu Hause und arbeitete noch für den Vater, den sie ganz allein, schon seit Jahren unterhielt.

Die Wohnung, die sich in der billigen Vorstadt befand, war sehr bescheiden, aber sie besaß die traditionellen blanken Fenstercheiben und blütenweißen Gardinen davor. —

Dier saß Ruth in der Wohnstube am Tisch und besetzte Wäsche aus, wobei sie leise sang.

Ihr schmaler Kopf mit dem reichen Haar war tief herabgebeugt, so daß das Licht der Lampe voll auf ihren Scheitel fiel. So war gerade Ruths größte Schönheit in das vorteilhafte Licht gesetzt, diese, wie hellstes Gold schimmernden Wellen, welche wie vom raffiniertesten Feiseur gebildet ihren Kopf umgaben und in einem schweren Flechtentest über dem Nacken endeten.

Eine milchweiße Haut mit zartem Infarnat war Ruth Stocktons zweite Schönheit; und die dritte waren die unendlich gültigen, stahlgrauen, von dunklen Wimpern umrahmten Augen.

„Damit ist's aber auch aus!“ pflegte Ruth offenerzig im Kreise der jungen Mädchen zu sagen, die zuweilen das eigene Aussehen zum Gesprächsthema machten. „Mit weiterem kann ich nicht aufwarten! In meinem Stadtbrief müßte stehen: Nase und Mund gewöhnlich.“

Sie tat sich vielleicht unrecht mit dieser Kritik. Es gab Leute, die diesen durchaus nicht kleinen Mund mit den festen weißen Zähnen sehr reizvoll fanden; und die Stoasche Familienasse mit einem deutlichen, germanischen Pöcker war auch nicht übel. — Doch lag die starke Anziehung, die von Ruth ausging, nicht in einzelnen Zügen, sondern in der

warmen, lebhaften Elastizität und Beweglichkeit, die sie ausströmte.

Sie war heimgekommen, müde von der mechanischen Arbeit, die den ganzen Tag ihre Aufmerksamkeit anspannte, und matt von der dumpfen Luft in dem engen Kontor, das sie mit noch zwei Damen teilte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein berühmter deutscher Kriegsinvalide.

Als Frankreich noch auf den jetzt völlig in Vergessenheit geratenen emarginierten General Bau die größten Hoffnungen setzte, veröffentlichte der Figaro einen Aufsatz, in dem er die Auffassung zu verthören suchte, daß ein kriegsbeschädigter General kein großer Held sein könne, und er wies dabei nachdrücklich auf das Vorbild eines berühmten deutschen Kriegsinvaliden hin, der es sogar zum Marschall von Frankreich gebracht habe: auf den Grafen J o s i a s v o n R a n k a u. Diese merkwürdige Selbengefalt, die selbst unter den abenteuerlichen Erscheinungen des Dreißigjährigen Krieges nicht ihresgleichen findet, verdient es, dem heutigen Geschlechte wieder in die Erinnerung gerufen zu werden; denn selten hat sich die ungestüme Kraft deutscher Tapferkeit und der durch keine körperlichen Gemüths zu beugende deutsche Kampfeswille großartiger verkörpert, als in diesem Manne. Daher hat ihn auch Hans Wärb berühmten Kriegsinvaliden der Vergangenheit ausgenommen, die in seinem bekannten Buch „Der Wille siegt“ unter die Reihe der unfern kriegsbeschädigten als nachahmenswerthes Beispiel vorführt. Es verlohnt sich aber, noch etwas eingehender bei ihm zu verweilen. J o s i a s R a n k a u s Andenken hat sich in Frankreich lebendiger erhalten als bei uns. Der glänzende Schlachtenkrieger, dessen Gestirn wie ein strahlendes Meteor am französischen Hofe aufging, erschien dort trotz seines Krüppeltums wie ein Symbol teutonischer Urfkraft, und in der Galerie der Marschälle von Frankreich, deren Gemälde Versailles vereint, wird sein Bild mit dem Holzbein, dem leeren Kessel und der Binde über dem einen Auge, von Mazarin gemalt, als das schönste und interessanteste dieser Werke gezeigt. Voltaire widmete ihm in seinem berühmten „Zeitalter Ludwigs XIV.“ einen Abschnitt und erwähnt Vautaus bekannten Ausspruch: „Rankau bejah von all den Körpertheilen, die der Mensch doppelt hat, immer nur einen.“ Besonders aber hat sich in Frankreich die bereits früh auftauchende Ueberlieferung wach erhalten, daß J o s i a s der Vater Ludwigs XIV. gewesen sei. Schon die zeitgenössischen „Memoiren des J o s i a s R a n k a u“ spielen darauf an, und wie die Familiengeschichte des Hauses Rankau mitzuteilen weiß, hat der Bürgerkönig Louis Philipp im Gespräch häufig auf diese Annahme Bezug genommen. Jedenfalls stand Rankau bei der Königin Anna in hoher Gunst. Er war ein glänzender Tänzer und daher besonders dazu auserwählt, mit der Königin zu tanzen, „eine Kunst, die in jener Zeit und an einem so glänzenden Hofe wie dem von Frankreich nur den durch ihren Rang und ihre Geburt ausgezeichneten Personen gewährt wurde.“ Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß die Königin, kurz nachdem J o s i a s zu ihrem Lieblingsstänzer erwählt worden war, nach 23-jähriger Unfruchtbarkeit den späteren Ludwig XIV. gebar. „Rankau war eine ungewöhnlich schöne Erscheinung,“ sagt ein neuerer Biograph G. Vöth-Marm. „Seine Zeitgenossen sind darin einig, ihn als den schönsten und tapfersten Edelmann zu schildern, den man sich vorstellen konnte. Wenn man ihn sah, erzählten sie, ahnte man, daß er zum Herrlichen geboren war. Seine blonde Schönheit bezauberte den französischen Hof, als er dort 1635 vorgestellt wurde, und gewann ihm vielleicht die höchste Gunst der Königin Anna; man ist so weit gegangen, ihn für den Vater Ludwigs XIV. zu erklären. Ausgehatet mit großer militärischer Begabung, hatte er in seinen Feldzügen ein erkauntes Blut; die Sage will, daß er stets am Knauf seines Degens ein zauberhaftes Stück Gold trug. Seine Tapferkeit wurde sprichwörtlich; stets setzte er sich dem dichtesten Sengelregen aus; er empfing 60 Wunden und hatte bei seinem Tode nur noch einen Arm, ein Bein, ein Ohr und ein Auge.“ Als Sprößling des noch heute blühenden holländischen Geschlechtes der Grafen zu Rankau geboren, zeigte schon der Knabe seine glänzende Begabung. In allen ritterlichen Künsten war er Meister; aber auch in den Wissenschaften, in Philosophie, Theologie und Mathematik erlangte er gute Kenntnisse beherrschte acht Sprachen, und die Malerei, die dem Einarmigen später große Bekiefigung bewährte, soll ihm die schmerzlichen Stunden seiner letzten Krankheit verflücht haben. Unter Gustav Adolf erlutete er den ersten kriegerischen Vorber; bekannt wurde sein Name, als er unter Aldringers Fahnen die Erkämpfung Mantua leitete. Von Kampf zu Kampf, in Sieg und Niederlage gleich groß, führte der Held. Stets wollte er nur sich selbst seine Kraft verdanken, und als ihm die Mar von dem zauberhaften Schwert, das ihn stark machen sollte, zu Ohren kam, warf er die Waffe stolz in den Rhein. Mit Recht konnte er seine 60 Wunden als die beste Chronik seiner Schlachten bezeichnen. Mit dem Sieg von Blakenhojen, den er durch eine Attade seiner Reiter-scharen entschied, rettete er die Sache der Schweden in Deutschland. Er wurde dann Gouverneur und Kriegsoberbefehl von Strassburg, und stellte sich, als Frankreich an Spanien den Krieg erklärte, unter die französischen Fahnen. Bei der Belagerung von Dole verlor er ein Auge, blieb aber, wie die Familiengeschichte

berichtet, „keinen Tag aus den Gräben fort, ja dieser Verlust verdoppelte seine Beschamkeit, ohne seiner Körperlichkeit zu schaden“. Bei der Eroberung von Metas 1640 verlor er dann, als er ein Fort gegen Uebermacht verteidigte, einen Arm und ein Bein, und kurz darauf wurde er in einer anderen Schlacht eines Ohres beraubt. Die Niederwerfung der gewaltigen Festungskette von Flandern und Artois war sein Werk, das der Sieg bei Furnes frönte. Er starb am 14. September 1650 im 41. Lebensjahre und erhielt ein prunkvolles Leichenbegängnis, bei dem der berühmte Bischof Camus ihm die Grabrede hielt. Diese auch ins Deutsche überlegte „wohlverfaßte, zierliche, wie denn auch zugleich wohlverdiente Lob- und Leichpredigt“ ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte seines Lebens. Knapper faßt seine Grabchrift sein Selbentum zusammen: „Des großen Rankau Leib liegt hier nur halb begraben / Es mußte Mars die andere Hälfte haben / Er streute überall hin die Glieder und den Ruhm. / Verhümmelt, wie er war, besiegte er den Schmerz. / Sein Blut frömt' hundertfach hin für sein Selbentum, / Mars ließ nichts an ihm ganz als nur sein Herz.“

Blühende Kofkastanien.

Die Kofkastanie hat auf grünem Randelaber Die Blumen gelb und rot als Kerzen aufgedeckt. Der Regen will sie löschen, — aber Zu höherem Glanz hat er sie aufgedeckt.“

So singt Friedrich Rückert zum Preise der Kastanie, die in ihrem eigenartigen Blütenkranz so erheblich zu der Pracht unseres jungen Frühlings beiträgt. Es gibt in Deutschland wohl kein Dorf, in dem nicht dieser schöne Baum in Allen gepflanzt oder als einziger Schmuckbaum mit Blüten, in Friedhöfen oder in öffentlichen Anlagen mit seinem dichten Laubdach kühlen Schatten spendet. So mancher wird zu seinem Erkennen erfahren, daß dieser herrliche Frühlingsbaum erst vor wenigen Jahrhunderten seinen Einzug in die Gärten Europas gehalten hat, vorher kannte man ihn bei uns ganz und gar nicht. Die erste Kofkastanie wurde im Jahre 1576 von dem großen Botaniker und kaiserlichen Leibarzt Clusus in Wien aus einem Samen gezogen, den ihm sein Freund v. Ungnad, kaiserlicher Interimarius bei der hohen Pforte, aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Als Clusus im Jahre 1588 Wien verließ, war sie zu einem stattlichen Baum herangewachsen, sie hatte aber noch nicht geblüht. Erst im Jahre 1603 erstreckten sich ihr die ersten Blütenzweige, und Clusus wurde damals ein blühender Zweig von ihr aus Wien zugesandt. In Paris wurden die ersten Kastanienbäume aus Früchten, die aus Konstantinopel dorthin gesandt worden waren, erst um das Jahr 1615 im Jardin du Roi (Jardin des plantes) und im Durembourg-Garten gezogen. Heute herrscht in Paris die Kastanie als Schmuckbaum vor, es sei nur an die Kastanien des Tuileriegartens und unter ihnen an den berühmten Napoleon-Baum erinnert. Nach den Forschungen Th. v. Helldreichs, des trefflichen Kenners der Flora Griechenlands, ist die Kofkastanie ein in den Gebirgen von Nordgriechenland, Thessalien und Epirus unterhalb der Rannenregion um 1000 bis 1300 Meter wildwachsender Baum, der von den Gebirgsbewohnern ausdrücklich als wilde Kastanie der edlen Kastanie gegenübergestellt wird. Auch am Nordfuß des Balkans in Bulgarien wächst die Kofkastanie wild, und sie bildet dort größere Bestände. Man nimmt nun an, daß der Baum von dort aus durch die Türken oder die Byzantiner nach Konstantinopel gebracht worden sei. Andere Forscher widersprechen mit guten Gründen der Ansicht, daß in Nordgriechenland, Thessalien und Epirus die Urheimat des Baumes sei. Denn wenn es wirklich schon im Altertum in den Gebirgen des Pinus, des Ossa, des Pelion, des Othrys Kofkastanien gegeben hätte, so hätten diese unmöglich dem Scharfblick der Griechen und ihrer Nachfolger, der Römer, entgehen können. Bei einem durch seine besondere Schönheit und durch die Eigentümlichkeit seiner Belaubung, seiner Blüte und seiner Früchte so auffallenden Baume hätte man unbedingt eine Nachricht in den botanischen und geographischen Mitteilungen der Alten finden müssen, er war aber bis zum Jahre 1565, in dem Mattioli einen ihm aus Konstantinopel zugegangenen Fruchtzweig beschrieb, gänzlich unbekannt. Jedenfalls stellt die Kofkastanie mit ihren im Bogen weit ausgreifenden Ästen, ihren mächtigen Blattflächen und ihren prangenden Blütenfrüchten eine fremdartige und eher tropisch zu nennende Form dar, die unter unseren Bäumen keine Verwandten hat und deren nächste Sippe im Himalaya-Gebirge wächst. Die Tatsache, daß der Baum erst nach der Festsetzung der Türken auf der Balkanhalbinsel von Konstantinopel nach Westeuropa gekommen ist, legt die Vermutung nahe, daß die Türken ihn überhaupt erst von Athen nach Europa gebracht haben und daß er also auch erst später in Nordgriechenland und in Bulgarien Eingang gefunden hat, wo er heute wildwachsend angetroffen wird. Die Türken wandten die blanken hellbraunen Früchte als Mittel gegen den Dausen der Pferde an; davon soll der provisorische Name Kofkastanie herkommen. Bei uns werden die Früchte schon längst im Winter zur Wälfütterung und heute auch mit Erfolg als Zusatz zum Viehfutter verwendet. Einsehende Berichte, die in jüngerer Zeit vorgenommen wurden, haben ergeben, daß sie nach ihrer Entbitterung der menschlichen Nahrung nutzbar gemacht werden können und ein durchaus nahrhaftiges Mehl ergeben, das ohne Bedenken zur Streckung des Weizen- oder Roggenmehls genommen werden kann.

Vermischtes.

* Der Erfinder des Feldgrau. Gerade jetzt, wo das russische Varentian, vornehmlich für alle Zeiten, verschwunden ist, hat ein Buch des deutschen Professors Mandt, der lange Jahre am russischen Hof Verdacht des Kaisers Nikolaus I. genossen ist, einen besonderen historischen Wert. In seinem eben bei Duncker u. Humboldt erschienenen Lebenserinnerungen gibt dieser Mann, der sich durch sein unbestochenes Auge und seinen offenen Charakter, durch sein freies Deutschthum und seinen Märrerhitz vor Königs-thronen besonders auszeichnet, eine Charakteristik Nikolaus' I. und sagt von seinem Neuherrn, daß jeder Hohl an ihm auszusprechen schien: „Neh' hat der gottgesalbte Kaiser.“ Selbst in dem schicksalsten blauen Mittel würde jeder den Kaiser herauskommen. Und Mandt fährt fort: „Dies ist wirklich später einmal so gewesen. Im Anfang des Krimkrieges hatte der Kaiser allen Offizieren den gemeinen, langen, groben, grauen Soldatenmantel gegeben, in der Absicht, die glänzende Uniform zu verhallen, woran die französischen Scharführer vor Sebastopol so sichere Ziele gefunden. Der Zar ging hier, wie immer, mit dem Beispiel voran, und eines Morgens sah man ihn auch die Strahlen seiner Hauptstadt in dem groben Grenadiermantel durchschreiten, ohne auch nur einen einzigen Menschen zu begegnen, der den Kaiser in dem Soldatenkleid nicht erkannt hätte.“ So war also Nikolaus I. von Russland der Erfinder des Feldgrau; sein Gedanke ist gerade in diesem Krieg so überaus fruchtbar geworden.

* Die Wienprobe in Polen. In Polen herrscht der eigentümliche Aberglaube, daß die Bienen einen Instinkt für die Tugend der Brautleute haben. Bei polnischen Bauern wird vielfach vor der Verlobung der Brautleute eine Tugendprobe angestellt. An einem Sonntage nach der Kirchzeit geht das Paar, das sich verloben will, gepflegt von der ganzen Dorfjugend, in die Nähe eines Baumes, auf dem sich ein Bienenschwarm angesetzt hat. Zunächst muß sich dann der Bräutigam dem Schwarm nähern und die Bienenrepublik reizen, während alle anderen erwartungsvoll herumschauen und mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf die Bienen blicken, ob sie den Jüngling angreifen und übel zurrichten werden. Tun sie es, so ist der Bräutigam ein Söffel, lassen sie ihn in Ruhe, gilt er als braver Kerl und sofort muß sich seine Liebste dem gleichen Tugendprobe aussetzen, deren glücklicher Ausgang ihre Jungfräulichkeit besetzt. Fällt die Probe bei beiden gut aus, so geben sie sich unter dem Jubel der ganzen Dorfjugend den Verlobungsstich. Indessen schließt wohl auch ein unglücklicher Ausgang der Tugendprobe nicht immer aus, daß die Beiden doch die Ehe miteinander wagen.

* Der wandernde Niagara-Fall. Eine merkwürdige Naturerscheinung sieht, wie in der Umhau erklärt wird, dazu, daß der Niagara-Fall im wahren Sinne des Wortes auf der Wanderung begriffen ist. Zum Verständnis dieses Wanderns müssen einige den Fall betreffende Tatsachen vorausgeschickt werden. Der Niagara-Fall liegt bekanntlich fast genau in der Mitte zwischen dem Erie- und dem Ontario-See und wird durch ein großes Felsenriff, Siegenfels genannt, in den amerikanischen und kanadischen Fall geteilt. Der amerikanische Fall ist 275 Meter lang, der kanadische 300 Meter und liegt tiefer als der amerikanische. Die Felsenwand nun, über die der Fall sich ergießt, besteht in ihrer oberen Hälfte aus Kalkstein, in ihrer unteren Hälfte aus Schiefer und Sandsteinen, die ziemlich weich sind. Da diese lockeren Gesteine am Fuße des 55 Meter hohen Falles von der wühlenden Kraft der herabstürzenden Wassermassen dauernd ausgewaschen werden, wird auch die härtere obere Kalksteinwand fortwährend unterpält, so daß sie allmählich stückweise abbricht. Durch dieses Abbröckeln rückt also der Fall selbst ganz langsam ein wenig stromaufwärts, nach den genaueren Berechnungen legt er auf diese Weise im Jahre bis zu 1,50 Meter zurück. Die vom Niagara-Fall in den letzten Jahrzehnten vollbrachte, durch die geschichteten Umstände bewirkte Wanderung wird auf 178 Meter geschätzt.

* „Fritz, nur immer druff!“ Diese merkwürdige Inschrift befindet sich an einem großen Dampfhammer in der Krupp'schen Fabrik zu Essen seit ungefähr 40 Jahren. Damals, 1877, besuchte Kaiser Wilhelm I. das Krupp'sche Eisenwerk, und sein Erscheinen erregte besonders der 1000-Zentner-Hammer, mit dem die großen Stahlblöcke bearbeitet werden. Alfred Krupp, der damalige Besitzer der Fabrik, erklärte dem Monarchen die Tätigkeit dieses Hammers und stellte ihm auch den Maschinenführer vor, den er als einen ungemein geschickten Arbeiter rühmte, der den Schlag so sicher zu leiten verstände, daß ein in den Mittelpunkt des gewaltigen 20 000-Zentner-Ambosses gelegter Gegenstand unbeschädigt bliebe. Der Kaiser war natürlich verwundert und legte, aufgefordert, eine Probe zu versuchen, seine mit Brillanten besetzte Uhr auf den Amboss, mit freundlichen Worten den Maschinenführer erlachend, die Probe seiner Geschicklichkeit abzulegen. Dieser war doch in diesem Augenblick etwas ängstlich; die Kostbarkeit des Gegenstandes machte ihn bange. Aber der alte Krupp, der seine alten Mitarbeiter, mit denen er Jahrzehnte hindurch zusammen tätig gewesen, zu dusen pflegte, rief dem Maschinenführer zu: „Fritz, nur immer druff!“ Und Fritz zögerte nicht länger; mit furchtbarer Gewalt sauste der Hammer nieder, die Uhr aber blieb unbeschädigt. Der geschickte Maschinenführer

erhielt sie vom Kaiser geschenkt, und Krupp fügte noch 1000 Mark zu dem Geschenk hinzu. Die anfeuernde Aufforderung an den Maschinenführer aber wurde als Inschrift auf dem Hammer verzeichnet.

* Seltene Volksgebräuche in Deutschland. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß in der Eifel und im Marial die Sitte besteht, daß im Mai die Mädchen an die Dürchen versteigert werden, und daß die Angesteigerte die Tänzerin ihres Anseigers für das ganze Jahr bleibt. Das aus der Versteigerung erzielte Geld fließt in die Dürchen-Kasse und wird für verschiedene Vergütungen zur Verfügung gehalten. Dieser Brauch heißt: das Mailehen, und das versteigerte Mädchen ist auch des Dürchen; Mailehen. In St. Goar aber herrschte der seltsame Brauch, daß am Pfingstmontage die Mädchen als Tänzerinnen für das Jahr vom Rate der Stadt versteigert wurden, und die Steiggebel in die städtische Kasse flossen.

Spart Tücher!

Reinigerscheiben wasche man mit fest zusammengeballtem Zeitungspapier, das man in lauwarmes Wasser taucht, ab. Sind sie etwas übergetrocknet, reibe man sie mit lose getrübltem Zeitungspapier blank.

Spiegelscheiben reinige man ebenso. Blanke Teile am Herd, Wasserleitungshähne, Türklinken brauchen bedeutend seltener gepulzt zu werden, wenn sie ab und zu mit Zeitungspapier abgerieben werden.

Der noch warme Herd wird durch Abwaschen mit angefeuchtetem Papier sauber und blank.

Den Auszug reinige man mit Zeitungspapier und Sand. Rinkgefäße, Spültische erhalten einen vorzüglichen Glanz, wenn man sie nach dem Scheuern mit Zeitungspapier nachreibt.

Messer und Gabeln wische man nach dem Putzen erst einmal mit Zeitungspapier ab.

Blüherfisch.

— Baiertische Denkmale aus der „Theueren Zeit“ vor hundert Jahren, ist der Titel eines soeben im Rahmen der „Bayerischen Feste für Volk und Land“ (Bierteljahrschrift, herausgegeben vom Bayerischen Landesverein für Heimat- und Volkskunde, München, Ludwigstraße 14) erschienene, umfangreiche Sonderheft, das in unseren heutigen Tagen einem besonderen Interesse begegnet. Begleitet von über einem halben Hundert Text- und Bildnissen und mit einer größeren Farbbeilage geschmückt, lassen uns die Schilderungen die schweren Zeiten, die die „Hungerjahre“ 1816 und 1817 über unsere Großeltern und Urgroßeltern brachten, neu durchleben mit all dem Elend jener Tage, dem eine mangelhafte Organisation nur mangelhaft steuern konnte, mit ihrem erbitterten Kampf gegen das Hungersterben, aber auch mit ihrem bescheidenen Glück über den Erntesegen von 1817, der die Not zu enden schien.

— Der Herd in der Fremde. Von Fedor von Zobeltitz. (Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) — Nur wenige Autoren konnten den Roman der Diplomatie schreiben — und wohl kein anderer als Zobeltitz mit der liebenswürdigsten, im reinsten Sinne unterhaltenden Kunst, die auch diesem seinem neuesten Werke eignet. Alles kommt hier zusammen, das Gesellschaftliche, Bilder fremder Kulturen und eine erfahrene Menschlichkeit, die unter den äußeren Formen das nach Glück verlangende Herz sieht.

— In der neuesten Nummer 3854 (Kriegsnummer 145) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. J. Neuber) erörtert der bekannte Militärschriftsteller General der Infanterie z. D. v. Janjan in einem von höherer Warte aus geschriebenen Artikel „Die Frühjahrskämpfe im Westen“. Die Großtaten unserer Krieger zeigt eine Karte, auf der die in der Zeit vom 1. März bis 15. April 1917 im Abschnitt La Bassée—St. Quentin abgeschlossenen feindlichen Flugzeuge eingetragen sind. Mit freudigem Stolz verweilt das Auge des Beschauers bei den Aufnahmen von der Jagdflottille des berühmten Kampfliegers Rittmeisters Freiherrn v. Richtofen. Ein mehrseitiger, reich illustrierter Beitrag ist der Kaiserin Maria Theresia zur 200. Wiederkehr ihres Geburtstages am 13. Mai gewidmet. Mit der voraussichtlichen Witterung des Sommers 1917 beschäftigt sich ein Aufsatz des Meteorologen Dr. Richard Henning usw.

Charade.

(Preisföblig).

Die erste brennt und leuchtet,
Die zweite ist nicht weg,
Die dritte ist hier am Messer,
Das Ganze: der Feinde Schreck!

Auflösung in nächster Nummer.

— Zi.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Der Sieger darf die Hand zur Versöhnung bieten.